



Unverkäufliche Leseprobe

Amber Benson

Jenseits GmbH – Einmal Tod ist nicht genug



384 Seiten

ISBN: 978-3-8025-8167-0

Mehr Informationen zu diesem Titel:

www.egmont-lyx.de

1

Hallo, ich heiße Calliope Reaper-Jones ... *und mein Vater ist der Sensenmann.*

So, ich hab's gesagt – und obwohl ich mir dabei *wirklich* vor-
komme, als wäre ich bei irgendeiner abstrusen übernatürlichen
Variante der Anonymen Alkoholiker, fühle ich mich jetzt, da es
raus ist, echt wohler damit, ein halb menschlicher, halb berna-
trlicher Freak zu sein, der ... ach wisst ihr was, vergesst es! *Wem
zum Teufel will ich das bitte erzählen?*

Ganz egal, wie oft ich es ausspreche, ich werde immer an-
ders sein, ich werde immer Selbsthass für den nicht menschli-
chen Teil von mir empfinden, weil er einfach nicht richtig in die
menschliche Gesellschaft passt, selbst wenn ich mich noch so
sehr verbiege. Ich mag Homo-sapiens-DNS in meinen Genen
haben, aber dieses kleine bisschen Menschlichkeit reicht nicht
mal ansatzweise, um mich zu einer normalen Menschenfrau zu
machen.

Egal, wie sehr ich es mir wünsche.

Na schön, ich weiß, dass ich wie eine Heulsuse klinge, doch
ich wollte eigentlich immer nur in einer *normalen* Welt leben.
Wo liegt das Problem dabei, sich *normale* Eltern zu wünschen,
normale Geschwister und ein oder zwei *normale* Haustiere? Ist
denn dieser ganze ziemlich standardmäßige Menschenfamilien-
kram *wirklich* zu viel verlangt?

Offenbar schon ... »Normal sein« ist nämlich nicht gestattet,
wenn man ein Abkömmling der Crème de la Crème des über-
natürlichen Adels ist. Ich möchte einfach hier und jetzt offiziell

klarstellen, dass es total scheiße ist, die Tochter des Todes zu sein – und damit meine ich *so richtig fett scheiße*.

Aber natürlich fällt es mir schwer, wütend auf meinen Vater zu sein, *obwohl* ich ihm eigentlich die Schuld an allem geben will. Vielleicht bin ich zu nachsichtig, doch immerhin war er bereits das, was er war, als meine Mutter ihn kennengelernt hat – und es war von Anfang an klar, dass sich das niemals ändern lassen würde. Meine Mutter hingegen wusste *genau*, worauf sie sich einließ, als sie sich in den Sensenmann verliebte. Sie hat den Heiratsantrag meines Vaters willentlich angenommen, hat willentlich den Unsterblichkeitseid geleistet und meine Schwestern und mich damit zu einer Ewigkeit übernatürlicher Abnormität verdammt!

Aber das soll *ihr* mal einer zu erklären versuchen. Dann fängt *sie* nämlich bloß an zu heulen und macht mir ein schlechtes Gewissen, weil ich es gewagt habe anzudeuten, dass sie *vielleicht* ein Stück weit für meine Zwangslage verantwortlich ist. Gegen meine Mutter kann man einfach nicht gewinnen. Wenn man ihrer Version Glauben schenkt, dann hat der Umstand, dass es mir so elend geht, genau genommen nicht das Geringste mit ihr *oder* meinem Vater *oder* der unheiligen Vereinigung der beiden zu tun.

So wie sie das sieht, könnte ich die Schuld an all dem der Wohltätigkeitsgesellschaft von Atlanta geben.

Diese Vorstellung ist genau besehen *nicht* so bizarr, wie es klingt.

Lasst mich erklären:

Man sagt, damals, als meine Mutter noch ein Mensch und die Einkaufsleiterin für alle *Neiman-Marcus*-Geschäfte im Südosten war, habe sie sich von einer Freundin dazu breitschlagen lassen, bei der jährlichen Modenschau der Wohltätigkeitsgesellschaft von Atlanta zu sprechen – ohne zu wissen, dass diese gemeinnützige Veranstaltung ihr Leben verändern und wenn schon nicht besser, dann doch zumindest *interessanter* gestalten sollte. Sie

brachte alle möglichen Ausreden vor, um sich aus der Sache rauszuwinden: kranke Verwandte, die sie besuchen musste, Halsschmerzen ... aber ihre Freundin blieb unbeirrbar, egal, wie sehr meine Mutter sie zu beschwatzen versuchte, wie sehr sie heulte und zeterte.

Warum der Präsident und Vorsitzende der *Jenseits GmbH* sich bei einer Wohltätigkeitsmodenschau in Atlanta, Georgia aufhielt, ist eine andere Geschichte, doch dort war er Gott sei Dank nun mal. Andernfalls hätte er wahrscheinlich irgendeine dämliche Göttin geheiratet oder eine andere magische Schmitte aus dem Kanon des Übernatürlichen, und dann wäre ich so sehr mit magischen Fähigkeiten vollgestopft, dass ich unmöglich einen »normalen« Job ausüben könnte. Ganz zu schweigen davon, in einer Firma wie *Haus & Hof* nicht den Verstand zu verlieren. Dort arbeite ich nämlich als Chefassistentin der stellvertretenden Verkaufsleiterin und Sorge dafür, dass alles wie geschmiert läuft – in ebender Firma, die all diese »supertollen« Haus- und Gartengeräte vertreibt, mit denen die Dauerwerbesender zugewuchert sind.

Wie dem auch sei und egal, aus welchen Gründen mein Vater anwesend war, jedenfalls saß er mit seinem Assistenten Jarvis in der ersten Reihe, genau vor dem Rednerpult. Sofort richtete sich die Aufmerksamkeit meines Vaters auf die wunderschöne junge Frau, die voller Unbehagen über ihm auf dem Podium stand und die Vorzüge eines Paares leuchtend pinkfarbener *Palazzo*-Pants anpries, in denen gerade irgendein Model über den Laufsteg stolzierte.

Entzückend (so hat er es ausgedrückt, nicht ich), dachte mein Dad bei sich, während er beobachtete, wie die wunderschöne junge Frau beim Sprechen die Karteikarten in ihren Händen durchblätterte.

Absolut bezaubernd.

In diesem Moment wusste er tief in seinem Herzen, dass er endlich – nach jahrelanger Suche – mit der Liebe seines Lebens

Bekannschaft gemacht hatte. Vor ihm, hoch oben auf dem Podium, stand die zukünftige Frau Tod.

Sechs Monate später machte sich das glückliche Paar klammheimlich davon.

All das soeben Geschilderte verrät, dass meine Eltern sich wie verrückt lieben, und solange sie ihr gemeinsames Leben weiter genießen – und solange mein Dad weiterhin Generaldirektor und Vorsitzender der *Jenseits GmbH* ist –, bleiben ich und meine gesamte Familie unsterblich.

Wahrscheinlich gibt es Leute, die diese ganze Unsterblichkeitssache für das größte Geschenk halten, das Eltern ihren Kindern machen können, aber lasst mich euch sagen, dass es absolut und unglaublich ... *nervt*. Ich meine, stellt euch mal vor, all eure Lieben an Alter und Gebrechen zu verlieren, während ihr selbst auf ewig jung und schön bleibt – oder zumindest so lange, bis man einen Weg findet, der Unsterblichkeit zu entsagen, ohne seinen Vater zu verärgern.

Ich sag's einfach mal so: Die Unsterblichkeit bringt einen kopfmäßig ziemlich durcheinander ... das weiß ich aus Erfahrung.

Als ich ein Teenager war, hatte ich zusammen mit zwei meiner besten Freundinnen einen Autounfall, und obwohl ich kaum einen Kratzer abbekam, machte ich die aufregende Erfahrung, meine beiden Freundinnen einen schrecklichen, qualvollen Tod sterben zu sehen. Das war vielleicht toll!

Wohl eher nicht.

Also glaubt mir. Ich weiß, wovon ich rede, wenn ich sage, dass die Unsterblichkeit die in sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllt – obwohl es durchaus ein paar Idioten da draußen gibt, die immer noch glauben, unsterblich zu sein wäre eine Riesensause.

Diesen Leuten kann ich fünfzehn einfache Worte mit auf den Weg geben: *Steckt mal einen Tag lang in meinen Schuhen, und dann reden wir noch mal drüber.*

Wie wär's also, wenn ihr meine sexy kleinen Zebrafellimitat-*Manolo-Blahnik*-Pumps in Größe achtunddreißig anzieht, die ich bei *Barney's* im Sonderangebot gekauft habe, und einfach mal schaut, ob euch *dieser* spezielle Tag passt.

Es hat alles an einem Donnerstagnachmittag angefangen, der mir eigentlich halbwegs normal vorkam. Ich hatte gerade meinen Computer runtergefahren, meine niedliche *Louis-Vuitton*-Nachahmung von einer Briefftasche gepackt – mir war nicht mal klar gewesen, dass es eine Briefftasche von Louis Vuitton *gab*, bevor ich dieses süße kleine Stück am Times Square gesehen hatte – und wollte mich nun auf den Weg zum Fahrstuhl machen und den Abwärtsknopf drücken, als mein Handy klingelte.

Zumindest dachte ich, dass es sich um mein Handy handelte.

Ich wühlte auf der Suche nach meinem blöden BlackBerry-Verschnitt in meiner Tasche herum und betete dabei, dass es gerade laut genug weiterklingeln würde, um das Geräusch bis in die tieferen Regionen meiner Handtasche verfolgen zu können, in die das Mistding sich mal wieder verkrochen hatte. Offenbar hatte mein Mobiltelefon etwas mit meinem Scheckbuch am Laufen, ich fand es nämlich in einer seltsam sexuellen Position eingeklemmt zwischen dem Scheckregister und dieser komischen Plastiktrennklammer, die offenbar bei keinem Scheckbuchhalter fehlen darf.

Natürlich schloss sich meine Hand genau in dem Moment um das Mistding, als es zu klingeln aufhörte. In der Hoffnung, dass ich den Anrufer doch noch erwischen würde, nahm ich sofort ab.

Nichts tat sich.

Ich hielt mir das Telefon ans Ohr und hoffte auf schweres Atmen und/oder irgendwelche anderen Geräusche, aber es war absolut nichts zu hören.

»*Verdammt*«, brummte ich halblaut und verärgert – und ich

rechnete definitiv nicht damit, dass irgendjemand etwas erwidern würde.

»Hallo ...?«, kam eine Stimme durch den Hörer.

Ich ließ fast das Telefon fallen.

»Halloooo ...?«, erwiderte ich, wobei mein Tonfall verriet, wie zutiefst verwirrt ich war. Nur Sekunden zuvor hatte ich eindeutig *nichts* gehört, wer zum Teufel betätigte sich also in meinem Handy als Poltergeist?

»Hallo ...?«, sagte die Stimme am anderen Ende der Leitung nun etwas schriller.

Na schön, das wird langsam etwas albern, dachte ich, während ich das Telefon betrachtete und feststellte, dass das Mistding nicht mal *eingeschaltet* war.

»Na schön, aufgepasst. Hier spricht Calliope Reaper-Jones. Ich weiß nicht, wer du bist oder warum du mein Mobiltelefon verhext hast, aber das ist kein bisschen lustig!«

Ohne auch nur Luft zu holen, fing eine tiefe Frauenstimme an zu reden, als hätte ich überhaupt nichts gesagt.

»Wir beginnen heute Abend mit der ersten Sitzung«, intonierte die Stimme. »Bei meinem Eintreffen müssen unbedingt eine Kanne Süßholztee und zwei kleine Topfkuchen – beide Karotte – von der Bäckerei Magnolie bereitstehen ...«

»Wovon redest du ...«, setzte ich an, doch die Stimme am anderen Ende der Leitung walzte einfach über meine Worte hinweg.

»Vielen Dank und einen angenehmen Tag noch.«

»Leg bloß nicht auf, oder ich ... ich ...«, stammelte ich, aber es war zu spät. Die Stimme war nicht mehr zu hören.

»Mist«, sagte ich halblaut, nahm das Handy vom Ohr und starrte auf das ausgeschaltete Display. Ich hatte überhaupt keine Ahnung, was zum Teufel gerade passiert war, doch es klang ganz so, als würde ich heute Abend Besuch kriegen ... ob ich nun wollte oder nicht.

Etwas verstimmt darüber, mir für eine völlig Fremde solche Mühe machen zu müssen, eilte ich in die Bleecker Street und dankte dabei dem Herrn, dass die Bäckerei Magnolie zu dieser späten Stunde noch geöffnet hatte. Wenn ich wirklich schlau gewesen wäre, hätte ich natürlich daran gedacht, dass sie auch einen Lieferservice hatte!

Nachdem ich eine ganze Weile hinter zwei gepiercten Goths gewartet hatte – das weibliche Exemplar trug ein ledernes Hundehalsband, das mit einer Leine am Nasenring des männlichen befestigt war –, gelang es mir, zwei Karottenkuchlein zu erstehen (und einen Teufelskuchen für mich). Ich lief ein paar Häuserblocks weit zu Fuß und beschloss dann, dekadent zu sein und ein Taxi zu nehmen. Während der ganzen Fahrt nach Battery Park City räkelte ich mich gemütlich auf dem Rücksitz.

Ich versuche eigentlich wirklich so viel wie möglich zu Fuß zu gehen, weil ich in der großartigsten Stadt der Welt lebe: in New York City. Ich weiß, dass ich irgendwann aufhören sollte, mich wie eine Touristin aufzuführen, aber jedes Mal, wenn ich vor die Tür gehe, kann ich einfach nicht anders, als insgeheim hin und weg davon zu sein, wie schön es um mich herum ist.

Seit ich ein kleines Kind war, wollte ich in der Stadt wohnen, die niemals schläft. Ich habe meine Kindheit damit verbracht, mich zwischen Haus Meeresklippe (das riesige Anwesen meiner Eltern an der Meeresküste von Rhode Island) in Newport und einem kleinen Internat an der Ostküste namens New Newbridge Academy hin- und herkutschieren zu lassen, doch schon damals gehörte mein Herz New York.

Ich weiß nicht, was mich an dieser Stadt so verzaubert, aber ganz ehrlich, in Lower Manhattan zu wohnen, ist für mich wie ein Dauertrip auf Katzenminze – nicht, dass ich eine Katze wäre ... oder dass ich heimlich an irgendeiner komischen Katzenminzensucht leiden würde.

Die eine Sache bei mir, die *vielleicht* an Suchtverhalten grenzt, ist meine unersättliche Besessenheit vom Kauf neuer Kleider, Sonnenbrillen und Schuhe ... je modischer, desto besser. Zu dumm, dass ich mir derzeit nur die niedliche kleine *Al-Gore*-Tragetasche leisten konnte, die ich am Vortag für fünf Kröten im *Marc-Jacobs*-Laden gekauft hatte.

Was ich mir wirklich, wirklich, *wirklich* gewünscht hatte, war das atemberaubende blaue Puppenkleidchen aus dem Schaufenster gewesen, mit der hübschen kleinen Reihe winziger Perlmutterknöpfchen vorne dran, aber als meine Kreditkarte an der Kasse einfach nicht anerkannt wurde, musste ich mich mit der Tragetasche zufriedengeben. Es ist eben mein typisches Pech, dass New York zwar einige der besten Shoppingmeilen der Welt aufzuweisen hat, doch dafür auch einige der teuersten Mieten der Welt, weshalb drei Viertel von meinem Gehalt bei *Haus & Hof* für meine Wohnung draufgehen.

Ächz.

Wie dem auch sei: Als das Taxi vor meinem Mietshaus zum Stehen kam, zog ich ein Bündel Dollarscheine aus meiner Hosentasche und hielt sie dem Fahrer hin. Er war offenbar fest entschlossen, meine durchgeschwitzten Scheine zu zählen, doch als er feststellte, dass ich ihm drei Dollar Trinkgeld gegeben hatte, schaute er in den Rückspiegel, schenkte mir ein breites Lächeln und tippte sich an die Baseballkappe.

Ich hielt mit einem Fuß auf dem Bürgersteig und dem anderen noch im Auto inne und starrte ihn an. Mein Herz war wie festgenagelt vom Blick der beiden eisblauen Augen, die ich im Rückspiegel sah.

Ich kannte diese Augen!

Ich öffnete den Mund, um etwas zu sagen, das die Realität wieder ins Lot bringen würde, aber bevor ich einen Ton herausbekam, wandte der Fahrer den Kopf und bedachte mich mit

einem neugierigen Blick. Sein dunkles Gesicht war aknevernarbt und glänzte. Die beiden haselnussbraunen Augen, die aus ihren Höhlen spähten, ähnelten nicht mal ansatzweise denen, die ich eben gesehen hatte.

»Alles in Ordnung, Ma'am?« Sein melodischer Karibik-Akzent riss mich aus der surrealen Erfahrung, die ich soeben gemacht hatte, und versetzte mich zurück in die schwüle Abendluft von New York City, die mich wie eine schützende Decke umgab.

Ich nickte, und mir wurde klar, dass ich mir nicht sicher war, ob ich mehr als ein Fiepen herausbringen würde, wenn ich zu sprechen versuchte.

Eigentlich wollte ich einfach nur zurückspulen, ein paar Minuten in die Vergangenheit gehen und diese Augen noch einmal sehen. Es gab so viel, was ich dem Mann, dem sie gehörten, sagen wollte. Es war einfach das Letzte, dass es zur Hölle noch mal – und das meine ich buchstäblich – keine Möglichkeit gab, ihn jemals wiederzusehen, wie sehr ich es mir auch wünschte.

Es handelte sich eindeutig um etwas, wovon ich geträumt hatte: Daniel irgendwo in der wirklichen Welt zu treffen, weit weg von all den übernatürlichen Seltsamkeiten, die wir miteinander gemeinsam hatten. Doch unglücklicherweise würden wir uns niemals zufällig in der U-Bahn über den Weg laufen oder bei der Geburtstagsparty eines gemeinsamen Freundes. Nicht, weil wir uns irgendwie überworfen hätten und er nach Timbuktu oder Kasachstan gezogen wäre, um meinen bösen Frauenfängen zu entkommen. Nein, der Grund dafür, dass ich Daniel in der näheren Zukunft nicht über die Park Avenue springen sehen würde, lag darin, dass ... er tot war.

Er hatte sich vor fast zwei Monaten bei einem verbissenen Kampf zwischen dem Schlangendämon Vritra und mir geopfert, um mir das Leben zu retten, und egal, wie oft ich die Ereignisse jener schrecklichen Nacht in Gedanken durchspielte, ich konnte

das unschöne Gefühl nicht abschütteln, dass ich es versäumt hatte, ihm dafür zu danken.

Oder mich von ihm zu verabschieden.

Ich nahm zwei Stufen auf einmal, und der dunkle Pony klebte mir vom Schweiß, der mir übers Gesicht lief, an der Stirn. In meinem Haus gab es keine Klimaanlage, was hieß, dass ich jedes Mal, wenn ich beschloss, die Treppe zu nehmen – was immer dann war, wenn ich meine Wohnung verlassen oder betreten wollte, da sie sich im sechsten Stock befand und es keinen Fahrstuhl gab –, mit Sicherheit davon ausgehen konnte, anschließend eine Dusche zu brauchen.

Während ich die Kuchenschachtel in einer Hand hielt, tastete ich mit der anderen auf der Suche nach meinem Schlüsselbund in den Tiefen meiner Handtasche herum. Wie fast alles, was den Weg in meine Tasche fand, waren meine Schlüssel praktisch unmöglich aufzufinden. Ich zog mein Handy, eine Zahnbürste und den Notfalltampon aus den Eingeweiden der Handtasche, bevor ich schließlich meine Schlüsselkette in die Finger kriegte, an der ich den Schlüsselbund aus dem Dunkel fischte.

Ich steckte den größten Schlüssel ins riesige Panikschloss auf Augenhöhe – jedes Mal hatte ich das Gefühl, dass das Ding mich niederzustarren versuchte – und drehte ihn. Meine Tür schwang auf, und ein Wärmeschwall traf mich mitten ins Gesicht, sodass ich nach Luft schnappte.

»Ächz«, stöhnte ich und drückte auf den Lichtschalter, sodass die Wohnung in einen warmen, gelben Schein getaucht wurde. Mit dem Fuß zog ich die Tür zu. Dann stellte ich die Kuchenschachtel auf die Sofalehne und drehte schnell das Panikschloss herum, das ein lautes, schweres Klacken von sich gab. Ich nahm die Kuchenschachtel von der Sofalehne, bevor sie herunterrutschen und mit dem Deckel nach unten zu Boden fallen konnte,

klemmte sie mir unter dem Arm und ging in die kleine Küchennische rüber. Dort öffnete ich die Tür zu meinem Minikühlschrank und stellte die Küchlein (der Hygiene wegen noch immer in der Schachtel) ins unterste Fach, wo sie in Sicherheit waren.

Als ich die Wohnung das erste Mal gesehen hatte, war ich so glücklich gewesen, überhaupt etwas in meiner Preisklasse zu finden, dass es mir gelungen war, das große, grundlegende Problem an ihr zu übersehen: eine Küche, die so winzig war, dass ein Erwachsener sich nicht in ihr aufrichten konnte, ohne dabei gegen einen Schrank zu stoßen oder sich den Kopf an der Decke einzuschlagen. Ich tröstete mich damit, dass ich ohnehin nicht besonders viel kochte, weshalb der Mangel an Küchenraum nicht *so* schlimm für mich war. Allerdings war der Minikühlschrank schon ziemlich voll, wenn ich einen Sechserträger Wasser und zwei Flaschen Kombucha-Himbeersaft reinpackte – und die Flasche *Bailey's Irish Cream*, die ich im Vorjahr zu Weihnachten geschenkt bekommen hatte, machte es auch nicht besser. Ich musste das Ding unbedingt wegschmeißen, wenn ich jemals etwas *Essbares* in diesen Hobbitkühlschrank kriegen wollte.

Glücklicherweise hatte ich mir am Vorabend die letzte Wasserflasche reingezogen, weshalb heute die Küchlein den Wasserplatz bekamen.

Ich schloss den Kühlschrank und drehte mich um. Meine Füße trugen mich ohne mein Zutun in Richtung des großen Sofas mit Blumenmuster, das das halbe Wohnzimmer einnahm. Ich befand mich gerade im richtigen Abstand, um mich in die Polster zu schmeißen, als ich plötzlich zu niesen begann: drei heftige Nieser, die mein Gehirn im Schädel durchschüttelten wie einen Tischtennisball und mich Sterne sehen ließen.

Ich spürte, wie sich mir die Nackenhaare aufstellten, während ich mir die Nase mit einem Taschentuch aus einer Schachtel auf dem Teetischchen putzte. Aus dem Augenwinkel sah ich mein

Konterfei im Spiegel an der beigefarbenen Wand hinter dem Sofa.

»Was zum ...«, setzte ich an, als ich eine winzige alte Frau im Wandspiegel sah, deren lockiges rotes Haar zu einer Turmfrisur hochgesteckt war. Sie stand mitten in meiner Küche und füllte meinen alten Teekessel mit Wasser aus dem (total verkeimten!) Küchenhahn.

»He!«, quiekte ich und stolperte fast über die Kante des beigebraunen Auslegteppichs, der den Großteil des Wohnzimmerbodens bedeckte, als ich quer durch den Raum hastete. »Das ist mein Kessel, den du da mit Leitungswasser verseuchst!«

Mit vor Unmut zusammengebissenen Zähnen schickte ich mich an, dem Eindringling entgegenzutreten. Ich schnappte mir eine zerfledderte alte Ausgabe von Kevyn Aucoins Überformatbuch *Gesichter* aus dem Regal und holte damit wie mit einem Baseballschläger nach hinten aus. Ich konnte es gar nicht leiden, wenn die Leute ohne vorherige Genehmigung in mein Territorium eindringen – und mochten sie auch noch so klein und alt und weiblich aussehen. Schließlich wusste ich aus Erfahrung, dass selbst die scheinbar harmlosesten Geschöpfe sich als listig getarnte, böartige Ungeheuer erweisen konnten.

Und das ist wörtlich gemeint.

»Wer bist du?«, stammelte ich, während ich den Buchrücken mit schwitzigen Händen umklammert hielt.

Die Alte zuckte nicht mit der Wimper. Sie stand einfach nur da und wartete, dass der Kessel zu pfeifen anfangt, ohne mich zu beachten.

»Wer bist du?«, wiederholte ich, diesmal nicht ganz so freundlich. Wie gesagt, ich mochte keine ungebetenen Gäste – und ganz besonders missfiel es mir, wenn ungebetene Gäste mich einfach ignorierten! Plötzlich fing der Teekessel an zu pfeifen, und der schrille Laut kochenden Dampfs, der durch die winzige

Metalldüse entwich, klang wie Nägel auf einer Schiefertafel, was mich nur noch wütender auf die Alte werden ließ.

»Ich sagte, wer zum Teufel bist ...« Aber ich wurde von einem weiteren Niesanfall unterbrochen, von dem mir die Augen tränten und der Hals kratzte.

Die Alte schaute mit hochgezogener Braue zu mir, nahm den Kessel von der Platte und stellte ihn auf ein schiefes, lila glasiertes Stövchen, auf dem in der geschwungenen Handschrift meiner kleinen Schwester mein Name stand.

Clio hatte mir das Stövchen mit zwölf in so einem Töpferladen mit Sachen zum selber Anmalen gemacht. Es war total niedlich, und immer wenn ich es auf meiner Küchenanrichte sah, vermiss- te ich meine Familie – was allerdings nicht besonders oft vorkam, da ich mir eher Sandwiches zum Mitnehmen kaufte, anstatt zu kochen.

»Du hast sehr viel dringenderen Lernbedarf, als dein Vater und deine Mutter mich glauben lassen haben«, sagte die Frau schließlich, und ich erkannte ihre Stimme sofort als ebenjene, die am Nachmittag mein Handy mit ihrer Karottenkuchenbestellung gekapert hatte.

»Du hast mit meinen Eltern geredet?« Ich stürzte mich auf diesen Informationsbrocken und unternahm nichts gegen das tiefe Gefühl der Abneigung, das sich in meinem Innern aufbaute. »Sie haben kein Recht, hinter meinem Rücken so über mich zu reden! Das ... das ... das ... ist das *Letzte!*«

Die Alte lachte gackernd, und ihre roten Locken wippten auf und ab, als würden sie verstehen, was daran so lustig war. Ich ließ das Kevyn-Aucoin-Buch sinken, stellte es jedoch nicht ins Regal zurück. Stattdessen hielt ich es nur für den Fall der Fälle weiter bereit.

»Sie haben gesagt, dass du dich zu wehren weißt ...«

»Ja?«, stotterte ich. »Tja, von mir aus!«

Das entlockte der Frau lediglich ein kummervolles Lachen.

»Lach mich nicht aus!«, heulte ich auf. Langsam wurde mir die Situation peinlich. Das hier war schließlich meine Wohnung, und keine alte Frau hatte das Recht dazu, mich in meiner eigenen Wohnzimmerküche für dumm zu verkaufen.

Das Lachen der Alten erstarb sofort, als sie mich genauer in Augenschein nahm. »Du ähnelst deiner Mutter so sehr«, sagte sie und betrachtete mich, als wäre ich eine Gewebeprobe auf einem Objektträger unter einem Elektronenmikroskop. Kein so tolles Gefühl, besonders, wenn es von jemandem ausgelöst wurde, der wahrscheinlich schon seit der Kreidezeit auf der Welt war und die Kunst des Starrens vollendet beherrschte.

»Von mir aus«, gab ich einmal mehr zurück. Es ärgerte mich, dass man mich mit meiner Mutter verglich. So wie ich das sah, ähnelten wir beide uns *kein bisschen* ... zumindest *hoffte* ich bei Gott, dass wir uns kein bisschen ähnelten.

»Schweig«, sagte die Alte, in strengem, aber nicht unfreundlichem Ton. Der Umstand, dass ich mich *zu wehren wusste*, schien sie nicht abzuschrecken, doch noch hatte ich Zeit. Schließlich hatten wir uns gerade erst kennengelernt, und ich war mir ziemlich sicher, dass ich einen Weg finden würde, sie zu verärgern, bevor der Abend gelaufen war.

Ich machte den Mund auf, um eine vorlaute Antwort zu geben (die ganze Sache mit dem erst Denken und dann Reden bereitet mir Schwierigkeiten), verstummte jedoch, als das lockige rote Haar auf dem Kopf der alten Frau plötzlich zum Leben zu erwachen schien und zwei Augen freigab, die auf magische Weise über ihrem Scheitel erschienen.

Ich war so fasziniert und angewidert zugleich von den neugeborenen Augen – das eine war dunkelbraun, das andere von einem ausgefallenen, ja unecht wirkenden Lavendelton –, dass ich kaum den kirschröten Mund bemerkte, der sich genau oberhalb

der Stelle befand, wo die Stirn der Frau in ihr Haar übergang. Genau genommen bemerkte ich ihn erst, als er sich öffnete und zu sprechen begann:

»Ich hoffe, du schenkst unseren Worten etwas mehr Aufmerksamkeit als deine Mutter«, sagte der Mund mit tiefer, wohlmodulierter Baritonstimme. »Dann wird dich deine Halsstarrigkeit vielleicht nicht beinahe das Leben kosten.«